

René König

La Taillade (Kap. VII aus: Was nebenbei geschieht und allzu oft vergessen wird)\*

Im Vorgehenden habe ich mehrfach den Namen eines Gutshofes in Südwestfrankreich genannt, den meine Eltern unmittelbar nach der großen Weltwirtschaftskrise von 1928 gekauft hatten, nachdem, bald nach ihrer Rückkehr von Danzig nach Halle an der Saale, die wirtschaftliche Situation in Europa immer aussichtsloser erschien. Mein Vater blieb zwar Direktor und technischer Leiter der Halleschen Maschinenfabrik und Eisengießerei, aber die Auftragssituation war nicht nur unentwegt schlecht, sondern verschlechterte sich fortlaufend. Die eigentliche Ursache lag wohl auch daran, daß sein unmittelbarer Vorgänger die Zügel mehr und mehr hatte schleifen lassen, bis ihn der Aufsichtsrat vorzeitig in Pension schickte und meinen Vater statt seiner zum Direktor machte, wohl auch in der Hoffnung, daß seine Erfahrungen aus Danzig und Osteuropa (er sprach übrigens sowohl gutes Polnisch wie stolperndes Russisch, was sich aber bei seiner allgemeinen Sprachbegabung fortlaufend besserte) ihm gute Beziehungen geschaffen hatten, so daß sich alles anfänglich ganz gut anließ. Aber das hielt nicht lange an.

So kamen meine Eltern zu dem Beschluß, nachdem sie einmal ihre Sommerferien im baskischen Teil Südwestfrankreichs bei einer Wasserkur verbracht hatten, sich dort anzusiedeln; natürlich nicht, um ganzjährig dort zu leben, sondern nur während der Ferien, die aber bei der schlechten Geschäftslage verlängert werden konnten. Außerdem waren die Verkehrsverhältnisse von Bordeaux sowohl zu Schiff nach Bremen, Danzig und Gdingen sehr günstig, wie auch die Bahnverbindungen. Ferner stand fest, daß diese Region Frankreichs stark unterentwickelt und geradezu katastrophisch entvölkert war, so daß Häuser und Grundstücke zu äußerst niedrigen Preisen in großer Auswahl zur Verfügung standen. Einzelne - auch große Gebiete - waren damals völlig menschenleer. Meine Mutter verbrachte mehrere Wochen in Villeneuve, das ihr von Pariser Familienangehörigen empfohlen worden war, und griff im Jahre 1929/30 zu.

Ich selber war damals am Ende meines Studiums, hatte die mündlichen Examina mit Erfolg absolviert und war nur noch mit der Drucklegung meiner Dissertation beschäftigt, die 1931 in Leipzig im Druck erschien. In dieser Zeit kümmerte sich meine Mutter um Reparaturen und die Inneneinrichtung des Hauses, das an sich sehr einfach und von traditioneller Schlichtheit war. Offensichtlich war dieser Hof von 10 Hektaren irgendwann einmal abgeteilt worden von einem größeren Bezirk, wie der Name vermuten ließ. Es befand sich in nur 8 km Entfernung vom Hauptplatz des Städtchens Villeneuve sur Lot mit Bahnverbindung, an einer guten Landstraße, hatte zwei Quellen, eine große Weide für das Hornvieh von 5 Hektaren und zugehörige Stallungen, einen guten Weinberg und das übliche Gemüseland; dazu kamen ca. 75 Pflaumenbäume, deren Früchte gedörrt und nach England verkauft wurden. Im Hause befand sich ein großer Dörrföfen; ich habe mir ausgerechnet, daß ich bis zur Verpackung jede einzelne Pflaume sicher 10mal angefaßt hatte. Das Haupteinkommen waren aber die "Primeurs", also jahreszeitlich sehr frühe Erbsen und grüne Bohnen. Diese sicherten darum ein regelmäßiges Einkommen, weil die Grossisten von Paris die Ware abholten, die man in der Erntezeit in Säcken am Eingang vor der Hauptstraße niederlegte; die Grossisten kamen am Nachmittag mit ihren Camions, prüften die Waren und das Gewicht, dann hängten sie am nächsten Baum eine Rechnung mit Datum auf (der Preis für Primeurs war je nach Datum von Tag zu Tag höher und niedriger, er wurde von den Parisern telefonisch übermittelt) und fuhren die Nacht über zu den "Halles" in Paris; das Geld konnte man sich an einer Bank in Villeneuve am nächsten Tage abholen. Eine vorzügliche, absolut zuverlässige Verkaufsorganisation, die eigentlich während der ganzen Zeit bestens funktioniert hat, außerdem wurde sie durch keinerlei Wirtschaftskrisen beeinträchtigt, denn die Pariser verzichteten in ihrem Speisezettel auf alles, nur nicht auf die Primeurs.

Dazu kam ein zwar etwas ällicher, aber gut zu bearbeitender (weil flacher) Weinberg. Durch einen Zufall konnte ich dafür einen Abnehmer finden, der die Trauben direkt abholte und weiter behandelte. Ich hatte ihn eines Tages in Bordeaux in einem kleinen Restaurant in der Nähe des Bahnhofs kennengelernt, dessen Kunden, mehrheitlich an der Produktenbörse tätig, an kleinen Tischchen an der Wand nebeneinander saßen, so daß automatisch und spontan Gespräche nach rechts und links aufsprangen. Mein Nachbar entpuppte sich als

Weingroßhändler, der die Bearbeitung des Weins für den Export vornahm; das Problem war hier nur eines der Ehrlichkeit: als wir uns etwas näher kennengelernt hatten, sagte er mir, er habe Vertrauen zu mir und werde mir den ganzen Ertrag unseres Weinberges abkaufen, wenn ich ihm in die Hand versprach, keinen Zucker in die Maische zu geben, denn das würde den Bordeaux zwar im Alkohol hoch, aber im Geschmack flach machen. Außerdem sei er auch nicht so haltbar. Ich schloß mit ihm mit Handschlag ab und dies System hat von 1931 bis zum Ausbruch des Krieges bestens funktioniert. Außerdem erhielt ich von ihm frei Haus faßweise Wein. Im übrigen erfuhr ich, daß es eine alte Schifffahrtslinie, die "Fabre Lines" gab, die den Wein schon seit ca. 150 Jahren bis St. Petersburg transportierte mit einer wichtigen Zwischenstation in Bremen, wo man, wie man weiß, zuverlässig gute französische Weine aus dem Bordelais und dem Entre-deux-mers bis heute kaufen kann. Der Rest war seit Urzeiten für die Russen bestimmt, auch Danzig war ein guter Markt.

Auf dem hügeligen Gelände konnte man ferner Getreide anbauen, Gemüse, in langen Reihen Erbsen, Busch- und Stangenbohnen, auf den Wiesen reichlich Heu für das Vieh und anderes. Wir hatten für dauernd einen spanischen Arbeiter engagiert (der schon vor dem Bürgerkriege nach Frankreich übergetreten war). Er hieß Cesario Laurent Gonzales de la Cruz, von allen einfach Gonzales genannt. Fallweise brachte er andere Arbeiter mit, wenn Not am Mann war. Außerdem hatten wir später (nach 1933) zeitweise einen Inspektor, einen Flüchtling aus Deutschland, der Neffe eines meiner Lehrer an der Universität Berlin, der aber nur mittelmäßig zuverlässig war und irgendwie die Umstellung moralisch nicht verkraften konnte und zweifellos zuviel trank. Dabei war nicht der Wein das Problem, sondern ein selber gebrauter Schnaps mit hohem Alkoholgehalt, an dem viele zu Grunde gegangen sind. Wir begegneten einem anderen deutschen Emigranten, an dem mir zum ersten Mal die ganze Jämmerlichkeit der Emigration klar wurde, die nicht dem freien Willen entspricht, sondern einem Hinauswurf gleichkommt. Er hatte an der Straßenfront ein kleines Grundstück und auch ein kleines Häuschen direkt anschließend an unseren Hof gekauft.

Ich wollte mich ihm bekannt machen und ging hinüber, klopfte an die Haustür und wartete, aber es kam niemand. Die Tür war offen, so schaute ich hinein, rief, ob jemand da sei. Nichts, keine Antwort, kein Geräusch. Da ein kleines

Transportauto vor dem Hause stand, nahm ich aber an, daß er nicht weit entfernt sein könnte. Dann ging ich in den Stall, auch niemand da, bis ich plötzlich ein schnarchendes Geräusch hörte. Da sah ich ihn hinter dem Ochsenpaar im Stroh liegen, offensichtlich betrunken; als er aufwachte, war nicht mehr die Trunkenheit das Problem, sondern die Verzweiflung, die ihn gepackt haben mußte, und jetzt lag er teils im Stroh, teils im Kuhmist und weinte ganz fassungslos, als er mich sah, den er wenigstens vom Sehen kannte und deutsch mit ihm sprach. Nie wieder habe ich in meinem Leben einen Mann in einer verzweifelteren Situation gesehen als hier. Er war gewissermaßen vor der Zeit aus dem Deutschen Reich geflüchtet, und das war richtig gewesen; denn er hatte seine Möbel und auch einiges Geld mitnehmen können, um den kleinen Hof zu kaufen, den er jetzt manövrierbar machte. Das war die erste Begegnung mit dem Thema der Emigration, die in Wahrheit eine Vertreibung war, kombiniert mit Beraubung und unter ständiger Todesdrohung; ein Jahr später wäre es keine Todesdrohung mehr gewesen, sondern reiner Totschlag. So lebte er wenigstens noch und hatte eine kleine Grundlage, aus der sich ein neues Leben aufbauen ließ. Viel später, seit 1933/4, als die räuberische und mörderische Politik des Nationalsozialismus ihren wahren Sinn deutlich sehen ließ, konnte man all das besser verstehen. Für den Moment war ich genau so fassungslos wie der Mann vor mir. Er hielt es nicht lange aus. Eines Tages, Ende 1934, war er verschwunden und hatte alle seine Hinterlassenschaft einem Vertrauensmann übergeben, um sie wieder zu Geld zu machen. Ich habe ihn nie wiedergesehen, ich habe ihn aber auch nicht vergessen. Auch wurde mir langsam klar, was auf uns alle zukam. Wenn man nicht psychisch und moralisch verkommen wollte, mußte man schnell und entschlossen handeln.

Da ich absolut keine Ahnung von Landwirtschaft hatte (meine Mutter auch nicht), hatte ich mir mit Hilfe unseres Familienbuchhändlers Weil in der Rue Caumartin im Zentrum von Paris eine kleine Bibliothek angeschafft, die ich fleißig studierte. Damit war ich voll ausgelastet. Ich machte mir aber keine Sorgen, da ich ja eben doktriert hatte und nun mindestens einige Zeit vor mir hatte, um Beschlüsse zu fassen. Mein Entschluß zu habilitieren, stand schon längst fest, aber noch kein Termin. Erst im Jahr darauf schrieb ich den schon erwähnten Entwurf zu einer Habilitationsschrift. So lag meine Haupttätigkeit in der Organisation des Hofes, was mich voll und ganz in Anspruch nahm, denn täglich kam Gonzales und

wünschte irgendwelche Anschaffungen, wobei ich jeweils herausbekommen mußte, ob der Kauf notwendig war, oder ob er mir nur etwas andrehen wollte. Er war im Grunde ein Filou erster Ordnung, aber als solcher doch sehr gerissen und darum brauchbar, man mußte sich nur in seinem manchmal umwegreichen Gedankengängen zurechtfinden. Mit der kleinen Bibliothek hatte ich mir aus Paris auch ein Fahrrad mitgebracht, das mich beweglich machte, aber damit war die Transportfrage doch nur sehr unvollkommen gelöst. Wenn ich irgend einen schweren Gegenstand aus der Stadt benötigte, mußte ich jeweils ein Transporttaxi mieten, dabei hatte ich einen großen Plattenwagen in der Scheune stehen, an dem nur die Zugtiere fehlten. So kaufte ich mir am nächsten Messetag ein Paar Zugochsen. Futter hatte ich zwar reichlich für sie, aber ich benötigte sie eben, um das Zeug heranzuschaffen.

Doch es gab noch mehr Probleme. Als ich die Tiere gekauft hatte, kam nämlich noch am Markt ein Tierarzt auf mich zu und teilte mir mit, daß man sie gegen Tuberkulose impfen mußte. Er kam mit zu mir, impfte die Tiere und gab Anweisungen. Ich mußte beiden Tieren nach der Impfung Fieberthermometer ins After einführen und das Fieber alle Stunden kontrollieren und alles notieren. Der Tierarzt sagte mir, er werde am nächsten Mittag zurückkommen, die Ergebnisse aufnehmen und die Tiere freigeben. Das war eine Anordnung des Landwirtschaftsministeriums, um die grassierende Tuberkulose bei Kühen einzudämmen, daß bei jedem Verkauf eine Kontrolle vorgenommen werden müsse. Die Franzosen waren mit dieser Praxis äußerst erfolgreich, wie ich später erfuhr, sogar erfolgreicher als die Schweizer Viehzüchter. Aber ich verbrachte zunächst eine unruhige Nacht, erstens waren die Tiere nach der Impfung selber unruhig, dann aber hatte ich dauernd das Gefühl, daß sie die Fieberthermometer durch das After einfach rückwärts einnehmen würden. Als am nächsten Tag der Tierarzt erschien, machte er mir große Komplimente wegen des Ergebnisses, wobei ich ihm gestehen mußte, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben eine solche Operation durchgeführt hatte.

Jetzt mußte ich mir von einem benachbarten Bauern erst einmal die Kommandoworte in einem mir völlig unbekanntem südwestfranzösischen Dialekt einprägen und ausprobieren, und siehe da: zu meiner großen Beruhigung funktionierte das Manöver ganz anstandslos. Nur das Anschrren machte mir

noch Mühe, aber am nächsten Tage machte ich schon eine kurze Rundfahrt mit dem unbelasteten Plattenwagen und den Ochsen, mit denen ich mich sogar auf die Landstraße wagte. Gelegentlich hatte ich sogar das Gefühl, daß sich die Ochsen darüber verständigten, daß meine Handlungsweise richtig war und daß ich als neuer Patron ganz erträglich sei; danach schirrte ich sie wieder ab, und sie verschwanden unaufgefordert an ihrem Platz im Stall und sahen mich leise brummend und erwartungsvoll an. Bald war mir klar, daß sie Futter erwarteten, das ich Ihnen gab, und dann schliefen sie die schlaflose Impfnacht gemütlich wieder aus. Das war also geschafft. Als ich ihnen dann noch als Dessert den sogen. "Ölkuchen", d.h. den vom Olivenpressen gebliebene Rest, in zwei Eimern Wasser serviert, gab, sogen sie den Brei ohne Pause in langen Zügen und zufrieden brummend ein und legten sich sofort wieder schlafen. Seltsamerweise hatte ich keine weiteren Probleme mit ihnen, nur mußte ich einen benachbarten Bauern und danach Gonzales bitten, mir die anderen Kommandoformen beizubringen. In was für einer Sprache ich mit ihnen verkehrte, war mir natürlich völlig rätselhaft: französisch war es sicher nicht, spanisch auch nicht, so mußte es wohl baskisch sein, das bis weit ins Inland trotz staatlichen Verbotes allgemeine Verkehrssprache war, also nicht nur mit Ochsen. Ich hatte natürlich keine Ahnung davon, und ein Nachbar, den ich fragte, klärte mir das Rätsel, riet mir aber ab zu fragen, um mir keine Ungelegenheiten mit den Gendarmen zu schaffen, denn damals war die baskische Sprache in Frankreich verboten.

So vergingen einige Tage mit anderen Arbeiten, die Gonzales alle aus eigener Initiative unternahm und mir erklärte. Dabei sagte er plötzlich, wir könnten natürlich eine Kuh gebrauchen, um Milch fürs Haus zu haben, sie könne mir auch ein Kälbchen großziehen. Er besitze selber eine Kuh, die er mir gern verkaufen wolle, und das Kälbchen könnten wir am Sonntag auf der Viehmesse in Montflanquin kaufen. Wir einigten uns über die Preise, aber zunächst kam keine Kuh. Ich nahm mein Rad, weil mir Übles schwante, und fuhr zu ihm; er war gerade dabei, mit Hilfe zweier Männer die Kuh auf einen Wagen zu laden, um sie zu uns zu bringen. Ich lachte nur und sagte, eine Kuh, die nicht einmal diesen kurzen Weg laufen könne, würde ich sowieso nicht kaufen. Er protestierte und stellte mir die Kuh vor: "Voilà c'est Négro!" Ich klopfte die Kuh am Hals, fuhr ihr auch mit der Hand über die Schnauze, was sie freundlich brummend und kopfschüttelnd quittierte, nahm sie am Halfter und machte mich zu Fuß - an der

einen Hand mein Fahrrad, an der anderen die Kuh - auf den Weg nach Taillade. Sie trabte fröhlich neben mir her und erwies sich als sehr leicht zu handhaben, obwohl sie sicher schon eine recht alte Dame war, aber sie gab Milch, das war die Hauptsache. Négro hat mir später zwei Kälbchen aufgezogen. Als ich ihr das erste brachte, brummte sie erfreut, leckte das Kälbchen und bot ihm das Euter. Jetzt hatte ich also schon zwei mittelalterliche Ochsen, eine ältliche Kuh und das Kälbchen, das prächtig gedieh und mir überallhin nachfolgte, während Négro sich im Küchengarten mehrere Salatköpfe zu Gemüte führte. Sie lief dabei immer etwas schneller als ich und kaute im Laufen den Salatkopf, den sie gerade erwischt hatte.

Das Landleben war also durchaus abwechslungsreich, und man erlebte viele Überraschungen. Aber nach so vielen Jahren Studium war ich im Grunde doch über den Wechsel erfreut. Übrigens bewährte sich Gonzales häufig als richtiger komödienreifer kleiner Filou: so sagte er mir, nachdem ich eine große Menge kleiner Enten ins Freie gelassen hatte, ich könnte ihm doch 25 Stück "in Pension" geben, in seinem Bach würden sie gut gedeihen. Zwei Wochen später ging unser Berliner Gast Junghans zu Gonzales, um irgendetwas zu erledigen. Nachdem er sich überall umgesehen hatte, fand er aber niemanden. Zugleich hielt er Ausschau nach unseren Entchen. Nichts war zu sehen, auch nicht in dem vorüberfließenden Bach. Als er zu mir zurückkam und wir seinen Bericht hörten, lachten wir alle miteinander; die allgemeine Meinung war: er hatte sie verkauft. Das bestätigte sich eines nächsten Tages, denn als wir ihm sagten, er könne jetzt die kleinen Entlein wiederbringen, sagte er zu und erschien am nächsten Tage mit deutlich weniger als fünfundzwanzig Stück; aber nicht das war das Problem, sondern die Größe. Diese Entlein waren winzig, kleiner als er sie erhalten hatte, außerdem konnte man das leicht feststellen, wenn man sie mit den anderen aus der gleichen Brut verglich. Offensichtlich hatte er die ersten verkauft und darauf spekuliert, daß ich es vergessen würde. Im übrigen versuchte er auch nicht zu erklären, warum sie kleiner waren als vorher. Ja, wenn sie im Wasser schwimmen können, wachsen sie nicht so schnell; sie schmecken dafür umso besser, war seine Erklärung.

Mein Nachdenken galt nun der weiteren Frage, was für andere Produktionen ich entwickeln sollte. Meine Mutter war für Hühnerzucht, ich selber für Enten und

Gänse, speziell in Anbetracht dessen, daß wir hier in einer Trüffelzone lebten, die in Konserven mit Gänseleber zu guten Preisen abgesetzt werden konnten, sowohl am Ort wie wiederum in den Städten von Bordeaux bis Paris. Ich hatte mir bei meinen Büchereinkäufen als erstes auch Darstellungen über Geflügelzucht gekauft und studierte sie jetzt ebenfalls mit großem Interesse. Ich kaufte ferner einen Brutschrank. Meine Mutter bestellte dazu einen Stamm Rasse-Hühner, einen Hahn mit vier Hennen. Unglücklicherweise reisten diese Hühner in einer ungewöhnlich kalten Nacht nach Bordeaux, so daß sie schwer erkältet ankamen, vor allem war der Hahn sehr krank, ich mußte ihm den Hals mit einer in Petroleum getauchten Feder pinseln: er erholte sich zwar teilweise, nur als Hahn war er nicht mehr zu gebrauchen. So schloß die begonnene Hühnerzucht schnellstens ein, aber der Brutschrank blieb.

Als nächsten Akt ging ich zur Entenzucht über, weil wir dicht am Hang eine Quelle mit einem kleinen anschließenden Teich hatten, von dem ich mir Gutes versprach. Unterdessen hatte ich mich aber auf maschinelles Brüten eingestellt, eine mir nur aus den Büchern bekannte Technik. Sei es, daß der Thermostat in meinem Brutschrank nicht richtig funktionierte, sei es aus anderen Gründen, ich scheiterte jedenfalls zunächst total mit der Hühnerbrut. Die erste Runde starb ausnahmslos, auch weil ich nicht bedacht hatte, daß das künstlich ausgebrütete Küken zunächst gar nicht allein fressen kann. Später sah ich bei einem Nachbarn, wie er die Küken auf ein Brett von dünnem Fournierholz stellte, Hirsekörner darauf streute und dann vorsichtig auf das Brett klopfte, so daß die Körner aufsprangen, bis eines an den Schnabel kam, was den Küken sofort einleuchtete: es hatte fressen gelernt. Hatte erst einmal eines kapiert, machten die anderen es nach. Auf die Dauer erwies sich aber auch diese Technik als zu kompliziert, so gab ich auf und versuchte mich an Enten. Das funktionierte vorzüglich von Anfang an, und ich blieb eine ganze Weile dabei. Hier machte ich mir die Bücher aus Paris zunutze, die mir beibrachten, daß Enten eigentlich Fleischfresser sind. So kaufte ich mir auf dem Schlachthof Blut und Innereien, die ich kleinhackte und mit Grünzeug und Reisschrot mischte, und siehe da, meine Enten gerieten vorzüglich. Sie verlustierten sich tagsüber an dem kleinen Teich und kamen nachts in den Hühnerstall. Die Bauern, die mich genauestens beobachteten, machten sich natürlich über mich lustig: wie kann man Bruchreis und Tierblut an Enten verfüttern!! Aber siehe da: die Technik aus den Büchern

bewährte sich. In kürzester Zeit hatten meine Enten Marktgewicht (ca. 1 Kilo), und so entschloß ich mich eines guten Tages mit 50 Paaren auf den Markt zu fahren, sie wurden damals immer nur in Paaren von je zwei Stück verkauft. Der Wiederverkäufer aus Paris kam, prüfte die Brüste und das Alter nach und - oh welche Sensation! - bot mir von sich aus den an diesem Tage höchsten Paarpreis für die ganze Partie! Die Bauern hatten den Vorgang mit spitzen Augen aufmerksam beobachtet, und der angesehenste von ihnen wandte sich jetzt an mich: "Très bien, mon ami, mais ça te coutera un bon gueuleton" (das letzte Wort ist Argot und bedeutet soviel wie einen guten "Fraß"); von "la gueule" die Schnauze, wie man auch von einer besonders großen Auster sagt "ça meuble la gueule". So geschah es. Viel blieb von dem Geld, das ich erlöst hatte, nicht übrig, aber ich hatte den Respekt des angesehensten Bauern gewonnen, was sich sehr bald in anderer Weise auswirkte.

Denn mittlerweile war die Erntezeit herangekommen, wobei die Dreschmaschinen in der Gemeinde zur Verfügung gestellt wurden, und zwar in einer Reihenfolge, die dem jeweiligen Reifezustand des Getreides entsprach. Auch das ein typischer Zug der französischen Agrarpolitik von damals. Das war natürlich wiederum eine vorzüglich arbeitende Disposition. Aber es kam ein anderes Problem hinzu: es war Brauch, daß man dazu keine bezahlten Landarbeiter anheuerte, sondern nach dem Prinzip der "Bittarbeit" vorging, wobei man die Nachbarn zeremoniell um ihre Hilfe bat, und diese dann in gleicher Weise mit eigener Arbeit entschädigte. Am Ende schloß sich eine große Fresserei an, meist an einem riesenlangen Tisch im Freien, an dem alle Teilnehmer Platz hatten, durchschnittlich (mit den Gastgebern) ca. 20-25 Mann. Dazu kamen regelmäßig ein paar Nachbarn, die man auch einladen mußte. Mir war völlig unklar, wie ich diese Situation lösen sollte, dann aber ging ich kurzentschlossen zu dem angesehensten Bauern und bot mich als Gratis-Arbeiter an. Damit war das Eis definitiv gebrochen. Ein paar Tage später ließ mich der Bauer wissen, er würde auch zum Dreschen zu uns kommen - mit seinen Söhnen! Und er hatte deren sechs! Wir trafen uns um 4 Uhr morgens in der Scheune, wo bereits die von der Gemeinde gestellte Dreschmaschine stand, und man stellte mich an den Ehrenplatz: ich kam oben auf die Maschine, einer reichte mir die Garben zu, und ich mußte sie in die Dreschmaschine einfädeln, natürlich in einer Wolke von Staub und das mit nur zwei kurzen Pausen bis zum Ende

gegen 10 Uhr! Um atmen zu können, reichte man mir ab und zu ein großes Glas mit einer weißen Flüssigkeit: das war der berühmte selbstgebraute Schnaps der Region, der einem schon beim ersten Schluck den Atem verschlug. Dann machten zunächst weitere Schnäpse die Runde und schließlich setzten wir uns sehr heiter zu Tisch. Meine Mutter hatte unser Hausmädchen aus Halle mitgebracht, die uns als Voessen frische, auf dem Feuer geröstete Sardinen zubereitet hatte, die man mit den Händen aß; dann gab es eine Fuhre Enten, ein Stück pro Mann, ferner Gemüse und Salat; andere Leute stießen jetzt zu uns, um die neuen Fremden kennen zu lernen, sie standen mit Gläsern in der Hand um den Tisch. Nach zwei Stunden waren alle Lebensmittel geräumt, ebenso der Schnaps sowie ein gar nicht so kleines Faß Wein. Aber das Ganze war ein echtes "Entrée" gewesen: Wir waren akzeptiert und für die Zukunft war alles geklärt.

Nach der Entenzucht beschäftigte ich mich kurze Zeit mit Gänsezucht, die zwar insofern ergiebig war, als die Gänse ein riesiges Format hatten, so daß man ihnen viele Eier zur Brut unterschieben konnte, aber die Damen waren schwer zu bewachen, denn sie versuchten, die gelegten Eier zu verstecken, und so mußte man mindestens zehn Tage lang dauernd auf dem Qui-vive sein, um die Eier zu finden. Außerdem haben Gänse eine üble Gewohnheit: es passen zwar viele Eier unter die gewaltigen Vögel, aber die Brüterin erhebt sich nach dem Auskriechen des ersten Kükens und geht laut trompetend mit ihm davon und läßt die anderen allein und erfrieren. Auch das mußte erst gelernt werden: Ich schaffte mir dazu eine Reihe von Puten an, die sehr brav und gewissenhaft beim Brüten waren, so daß mit ihnen die Gänseküken bestens gediehen. Hier war es sogar schwer, die Puten wieder auf die Beine zu bringen, nachdem das letzte Gänschen ausgekrochen war, um die Küken zu führen. Sie wollten einfach weiterbrüten. Probleme über Probleme! Vor allem aber war das Versteckspiel mit den Eiern zu Beginn des ganzen Vorgangs ein ausgesprochenes Ärgernis, so daß ich bald auch hier aufgab und mich definitiv auf Enten beschränkte.

Die Tätigkeit dieser Art war aber für mich nur ein relativ zweitrangiger Nebenaspekt während dieser Zeit, der natürlich primär meine Eltern interessierte und auch als Hilfestellung für sie gedacht war. Ich selber benutzte das als willkommene Lehre, wie man in Kontakt mit Menschen kommt, die nicht nur eine andere Sprache sprechen (in diesem Falle außer dem Baskischen gleich mehrere

mir unbekannte Dialekte), sondern aus einer ganz anderen Welt stammen. Damit gedachte ich der Lehren, die ich bei dem Ethnologen Richard Thurnwald erhalten hatte, insbesondere im Verkehr mit völlig fremdartigen Kulturen, mit dem Ziel, von ihnen akzeptiert zu werden. Ich habe seit jener Zeit in manchen Teilen der Welt mindestens teilweise als Ethnologe gearbeitet, wobei ich bald merkte, daß mich diese Tätigkeit als Laie in der Landwirtschaft auch fachlich weitergebracht hatte. Insbesondere werden die Grenzen niedergebrochen, wenn man plötzlich aktiv eingreift in das Leben und die Tätigkeiten des anderen, nicht nur um ihn zu belehren, sondern einzig um ihm zu helfen.

Eines Tages im Sommer 1932, als ich meinen Studienfreund, den Theaterwissenschaftler Ferdinand Junghans, aus Berlin zu den Ferien eingeladen hatte, fuhren wir auf dem unebenen Gelände mit dem Plattenwagen Stroh ein. Plötzlich hielt er ein und sagte mir von der Höhe herab: "Die da drüben haben etwas fertig gebracht, was uns noch nicht passiert ist!" Bei der gleichen Tätigkeit wie bei uns war ihnen der Wagen umgefallen. Wir gingen sofort beide hinüber und brachten den Wagen wieder auf die Räder, so daß er ohne Probleme seinen Hof erreichen konnte. Die Spontaneität unserer Handlung hatte die anderen tief beeindruckt, denn sie kamen am Abend mit einem Riesenkorb Obst vorbei, den sie uns schenkten. Damit war eine ganz unmittelbare Vertrauensbasis geschaffen, wie ich später in vielen ähnlichen Situationen immer von neuem erlebte, auch und gerade bei ethnologischer Forschung. Ich wurde auch nicht als "Ausländer" registriert, sondern einfach als "ce mòsjé de Pàris"! Also ein Städter von weither, denn Paris lag für sie hinter allen Bergen. Die vertrauten Städte waren Bordeaux und Toulouse, Carcassonne war schon am Rande des Blickfeldes. Dem entsprach es auch, daß niemals die Frage aufgetaucht ist, daß wir ja eigentlich "Ausländer" waren. Im Grunde befanden wir uns buchstäblich am Ende der Welt, die durch die ungeheure Mauer der Pyrenäen von Spanien abgetrennt war, und nach Osten reichte der Blick auch nicht weit, weil der Südwesten dort vom Rest Europas durch das Massif Central abgetrennt war. Im Grunde ist mir heute auch völlig unklar, wieso sich meine Eltern in dieser verlassenenen Gegend ansiedeln wollten. Was erwarteten sie denn? In der großen Wirtschaftskrise gab es keine Löcher, in denen man hätte überwintern können. In einem randseitigen Gebiet war auch kaum jemals die Möglichkeit eines Neuanfangs. Dazu kam der sich ankündigende Krieg, den jedermann kommen

sah, so daß dort nicht einmal Sicherheit gegeben war. Außerdem war meine Mutter durch die Heirat Deutsche geworden, so daß bei der mit Sicherheit zu erwartenden deutschen Niederlage trotz aller Abgelegenheit keinerlei Sicherheit zu erwarten war. Nun - am Kriegsende 1945 beantragte meine Mutter beim Französischen Generalkonsulat in Berlin ihre Rückbürgerung, die ihr auch umgehend gewährt wurde; sie erhielt daraufhin von den französischen Behörden eine Hälfte des Grundstückwertes, die Hälfte meines Vaters war dafür verloren. So blieben nur ein paar Groschen übrig, wofür man aber eben eine Menge Umtriebe gehabt hatte. Ich habe mich manchmal gefragt, ob solche Umdispositionen eigentlich lohnen. Sind der Arbeitsaufwand, die uferlosen Experimente, die Angst vor einer Fehlspekulation eigentlich gerechtfertigt? Ich bin heute der Meinung, daß das nicht der Fall ist. Ich habe heute nicht einmal den Wunsch, La Taillade wiederzusehen und zu ermitteln, was daraus geworden ist. Nur eine Frage bleibt mir: Ich hatte eine langhaarige rote Perserkatze aus Danzig nach Villeneuve gebracht. Wird man ihre Merkmale bei der heutigen Katzenbevölkerung dort, also Langhaarigkeit und rote Einfärbung, mehr als ein halbes Jahrhundert später, irgendwo noch aufspüren können?

\* Anmerkung der Redaktion: Wir drucken hiermit den größeren Teil des letzten Kapitels aus dem nachgelassenen Band von autobiographischen Notizen René Königs, die von ihm in einer Manuskriptfassung abgeschlossen wurden, aber nicht mehr zur Veröffentlichung gelangten.